



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zu den diesjährigen Kaisermanövern

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zu den diesjährigen Kaisermanövern



ange Zeit waren die staatlichen Verhältnisse unsers Vaterlandes hinter dem Volksbewußtsein zurückgeblieben. Jetzt haben sie es überholt, und wir müssen hineinwachsen in unser neues Kleid. Es ist notwendig, sich das immer klar vor Augen zu halten, denn nur wenn man die Schäden richtig erkennt, kann eine Besserung, kann vor allen Dingen auch ein billiges Urteil über manche Erscheinung gewonnen werden, die vielleicht unliebsam ist, aber doch nicht geradezu reichsfeindlich genannt zu werden braucht. Sowohl diese Klarheit wie auch die Billigkeit des Urteils ist ein unbedingtes Erfordernis für den deutschen Politiker; denn noch ist das deutsche Reich nicht so über alle Erschütterungen hinaus, daß es keiner weitem Kräftigung mehr bedürfte. Die allgemeine Stimmung ist noch leicht erregt und reizbar, sie ist auch zu sehr abhängig von den Einflüssen der Presse, die ja meistens weit davon entfernt ist, der Ausdruck der öffentlichen Meinung zu sein, sie vielmehr zu beeinflussen sucht, indem sie Ereignisse und Erscheinungen entweder einseitig im Parteiinteresse auslegt oder gar zu Erwerbzzwecken aufbauscht und entstellt. Bei diesen offenkundigen Gepflogenheiten unsrer Tagespresse kommen gerade die Thatsachen, die einen wirklichen Fortschritt im innern Ausbau des deutschen Nationalstaats ausmachen und zur Beruhigung der öffentlichen Meinung beitragen könnten, zu kurz, werden sogar oft, als den angeführten Zwecken nicht dienlich, geistlich übersehen. Dazu kommt noch ein anderer, unabsichtlicher Mangel unsrer Zeitungen: sie mischen zwar alltäglich ein buntes Gemisch von politischer Weisheit und von Tagesereignissen aus allen Weltteilen auf, bewirken aber gerade dadurch, daß kein politischer Gedanke vollständig durchdacht wird. An die Stelle klarer Gedanken tritt dann das politische Schlagwort,

das immer nur so lange gilt, bis es von einem andern abgelöst oder durch ein für das ganz unvorbereitete politische Verständnis natürlich unerwartet kommendes Ereignis ad absurdum geführt wird.

So hat sich in unserm Volke noch nicht das sichere Unterscheidungsvermögen, der naive Instinkt für das wirkliche nationalstaatliche Interesse auszubilden können, um das wir die Engländer und Franzosen beneiden. Allerdings ist ein solches ausgesprochenes Nationalgefühl zum großen Teil das Ergebnis mehrhundertjähriger enger staatlicher Zusammengehörigkeit, aber doch nicht allein und am allerwenigsten in so hohem Maße, daß man für gewisse Zustände der öffentlichen Meinung in Deutschland eine ausreichende Entschuldigung darin finden könnte. Auch eine besondere Anlage des Nationalcharakters spielt dabei eine Rolle. Wir begegnen ihr fast bei allen andern Nationen, auch bei kleinern, die erst in neuerer Zeit hervorgetreten sind, wie den Ungarn und sogar den Bulgaren. Fast überall zeigt sich ein so allgemeines Verständnis für das im gegebenen Augenblick politisch mögliche und ein so geschlossenes Nationalgefühl, wie es bei uns während der tausendjährigen Geschichte des deutschen Reiches nur in einzelnen kurzen Zeiträumen hoher Spannung hervorgetreten ist. Das deutsche Volk im allgemeinen, das lebende Geschlecht aber ganz besonders, bedarf der Mittel und auch der Hilfe dazu, daß nicht gewisse Strömungen Macht gewinnen und die kaum errungne Einheit des Reichs in Frage stellen. Das einst von den Trägern der nationalen Bewegung in den dreißiger und vierziger Jahren heiß ersehnte und auch vom Fürsten Bismarck als zweckmäßig erachtete Mittel einer nationalen Vertretung hat sich bis jetzt nicht bewährt. Solange der gegenwärtige Zustand unsrer Parteien anhält, wird auch der Reichstag die verzweifelte Ähnlichkeit mit jenem Blasrohr, an dem das Loch verbohrt war, beibehalten, und Änderungen des Wahlsystems, Gewährung von Diäten und dergleichen würden hieran nichts bessern. Nur eine politische Katastrophe, wie sie 1866 das preußische Abgeordnetenhaus im Nu auf einen politisch praktischen Standpunkt stellte, könnte helfen.

Unter diesen Umständen ist es immerhin erfreulich, daß andre Kräfte thätig sind, die das Band der Einheit fester um Reich und Volk schlingen. Ein solcher Trost der Thatsachen thut wohl und ist nötig, wenn nicht bei dem allgemeinen Durcheinander der Meinungen und Interessen, die notwendig eine Abschwächung des nationalen Gedankens zur Folge haben müssen, auch dem Besten das freudige Vertrauen auf die Zukunft unsers Volkes erlahmen soll. In diesem Sinne sind die nachfolgenden Zeilen geschrieben, und sie dürften auch eine Lücke ausfüllen, die von dem größten Teil unsrer Tageschriften wegen der Enge des Parteihorizonts oder auch aus Unverstand offen gelassen wird.

„Verhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente,“ hat Friedrich der Große gesagt, und die Wahrheit dieses Satzes wird von allen Einsichtigen begriffen, selbst von den am friedlichsten Gesinnten. Das Heer

ist das Werkzeug, womit die Politik gemacht wird. Uns allen ist ja bekannt, welche ernstesten Gedanken unsern größten, noch unter uns weilenden Staatsmann 1866 in Böhmen beschäftigten für den Fall, daß das Heer versagt hätte. Darum verfolgt man auch in Deutschland wie anderwärts die Herbstmanöver, die den Schluß eines militärischen Ausbildungs- und Übungsjahres bilden, mit größerer Aufmerksamkeit, und selbst die armeefeindlichsten Blätter haben dann ein warmes Wort für das „Volk in Waffen.“ In diesem Jahre wenden sich die Blicke gespannt den Kaisermanövern zu, die zum erstenmale, auf Grund einer freien Vereinbarung zwischen den obersten Kriegsherren Preußens und Baierns, preussische und bairische Truppen in einer Gesamtzahl von 100 000 Mann mit 18 000 Pferden zu kriegerischer Übung vereinigen werden. Es ist nicht die hohe, bisher niemals erreichte Truppenhöhe, die hierbei zunächst in Betracht kommt, obwohl das militärische Interesse daran nicht zu unterschätzen ist; viel höher ist die politische Seite anzuschlagen, denn sie hat wahrscheinlich eine größere Tragweite für die deutsche Einheit, als sie das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch haben wird.

Die Sonderstellung der bairischen Armee ist den doktrinären „Unitariern“ von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen, oft freilich nur so behandelt worden, um dem Schöpfer der Reichsverfassung, dem Fürsten Bismarck, einen Vorwurf damit machen zu können. Der Zustand ist nun aber einmal geschichtlich und verfassungsmäßig begründet, und im Ernst wird niemand behaupten wollen, daß es zur Zeit der Entstehung der Reichsverfassung während der Belagerung von Paris passend oder auch nur möglich gewesen wäre, einen Druck auf Baiern auszuüben. Das wesentlichste wurde erreicht, und daß das gut und hinreichend war, wird am besten durch die diesjährigen Kaisermanöver bewiesen. Wäre es nötig, dem Lobe des Staatsmanns Bismarck noch etwas hinzuzufügen, so müßte es jetzt geschehen.

Nach der Verfassung steht dem Kaiser in Kriegszeiten der Oberbefehl über die bairische Armee zu, während des Friedens hat er das Recht der Inspektion. Kaiser Wilhelm I. hat nie persönlich von diesem Rechte Gebrauch gemacht, und das geschah aus besondrer Rücksicht auf die Gemütsverfassung und Stimmung König Ludwigs II. So entschlossen sich dieser 1870 bei Ausbruch des Krieges an die Seite Preußens gestellt hatte, so schwer empfand er persönlich die Opfer, die er dem „Reich“ hatte bringen müssen, und von Berlin aus wußte man diesen Gefühlen Rechnung zu tragen. So wurde immer Kronprinz Friedrich Wilhelm, der als Führer und Sieger bei Weißenburg und Wörth den bairischen Truppen nahe gestanden hatte, zur Inspizierung entsandt, und nach ihm sein ehemaliger Generalstabschef, Feldmarschall Graf Blumenthal. König Ludwig II. war niemals bei diesen Besichtigungen anwesend, zum Teil allerdings, weil er überhaupt keine Neigung für das Heerwesen hatte. Zu seiner Vertretung erschien schon damals Prinz Luitpold. Nachdem dieser

Prinzregent geworden war, dauerte das frühere Verhältnis bei den Inspektionen noch fünf Jahre fort.

Daß sich dieser nicht ganz ordnungsmäßige Zustand geändert hat, ist vor allem ein Verdienst des Kaisers. Als er im Jahre 1891 seine Absicht ankündigte, von seinem Inspektionsrecht über die bairischen Truppen Gebrauch zu machen, rief das in München eine nicht gerade angenehme Überraschung hervor. Nur die Offiziere waren sehr zufrieden, denn sie waren sicher, mit Ehren bestehen und sich allen übrigen deutschen Kameraden ebenbürtig beweisen zu können; freilich in lautem Jubel konnte und durfte diese Stimmung mit Rücksicht auf einzelne Persönlichkeiten, Stimmungen und Strömungen nicht geäußert werden. Das Vertrauen der Offiziere zu ihrer Tüchtigkeit wurde denn auch glänzend gerechtfertigt. Der Kaiser sprach rückhaltlos seine Anerkennung aus und verknüpfte damit voll Feinheit das Lob des hohen Pflichteifers und der großen Verdienste der bairischen Prinzen um die Armee. Damit sagte er nicht nur eine Artigkeit, sondern er sprach die vollkommenste Wahrheit aus. Ohne Zweifel wäre auch die Inspektion des Kaisers unterblieben, wenn er nicht sicher gewesen wäre, so sprechen zu können. Daß das aber so war und ist, dafür ist vor allen dem Prinzregenten Luitpold Dank zu sagen, der seinen Söhnen eine sorgfältige militärische Erziehung hat angeeignet lassen und sich klar bewußt ist, daß auf die Dauer die bairische Armee ihre Sonderstellung nur dann zu behaupten vermag, wenn sie sich auf der Höhe der übrigen deutschen Truppen erhält. Das ist zwar auch Partikularismus, aber er ist gesund und darum berechtigt. Das deutsche Volk ist bei aller Stammesverschiedenheit einheitlich genug geartet, sodaß nicht immer und überall der Gleichheitsbesen in Anwendung gebracht zu werden braucht. Es genügt durchaus, wenn verhindert wird, daß vorhandne Unterschiede böswillig erweitert oder neue geschaffen werden. Man darf es wohl als Endergebnis der großen Schlußparade am 9. September 1891 auf der Fröttmaninger Heide bezeichnen, daß Prinz Leopold, der zweite Sohn des Prinzregenten Luitpold und Schwiegersohn des Kaisers Franz Josef, im folgenden Jahre, nach dem Tode des Großherzogs von Hessen, die vierte Armeeeinspektion erhielt, die bisher Feldmarschall Graf Blumenthal inne gehabt hatte, der dafür, unter einigen Abänderungen mit Rücksicht auf Württemberg, die erledigte dritte Armeeeinspektion übernahm. Prinz Leopold wurde damit zugleich Inspektor über das dritte und vierte preussische Armeekorps. Damit war eine neue Brücke über den Main geschlagen, und über sie führt der Weg zum diesjährigen Kaisermanöver.

Viele Leute werden das für selbstverständlich halten und nicht für wert, daß man darüber viele Worte mache. Daß dergleichen aber nicht selbstverständlich ist, haben die Zeiten unter Kaiser Wilhelm I. gelehrt. Wenn er aus den Bädern am Rhein nach Gastein fuhr, vermied er jedesmal, in München zu übernachten. Denn niemand nahm amtlich Notiz von ihm, am Bahnhofe

find niemals Begrüßung statt, wie ein Privatmann fuhr der Kaiser durch die Hauptstadt des zweitgrößten deutschen Bundesstaates. Er zog es deshalb vor, sein Nachtquartier immer in Augsburg zu nehmen. Die Leute, die die Ungehörigkeit eines solchen Zustandes empfanden, schwiegen, und darum nahm ihre Anzahl mehr und mehr ab. Was vorhin von König Ludwig II. gesagt wurde, gilt auch von vielen, zum Teil sehr hochgestellten und einflußreichen Persönlichkeiten. Sie haben sich ja in vollster Loyalität dem Reiche und seinem Oberhaupt unterworfen, sie denken an keinen Anschluß an das Ausland, und im Kriegsfall werden sie ebenso Treue beweisen wie 1870; aber jedem Einzelnen fällt es schwer, daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen und mit freudigem Gemüt die aus der Sachlage hervorgehenden Opfer zu bringen. Mit dem Verstande sind sie reichs- und kaisertreu, aber nicht mit dem Herzen. Das alles hat seinen ausreichenden geschichtlichen Grund. In dem mittlern, westlichen und südwestlichen Deutschland, sogar in der Mark Brandenburg, waren die alten Kaisererinnerungen niemals ganz erloschen, in manchen Gegenden belebten sie noch 1866 die Opposition gegen Preußen, und im Jahre 1871 halfen sie dann die Begeisterung für das neue Kaisertum fördern. Aber Altbaiern kannte diese Erinnerungen nicht mehr. Die Ohnmacht der Kaiser aus dem habsburgischen Stamme während und nach dem dreißigjährigen Kriege, die fast ununterbrochene Opposition der bairischen Kurfürsten gegen Kaiser und Reich, Gebietsstreitigkeiten mit Osterreich und Bündnisse mit Frankreich hatten es trotz aller Familienverbindungen mit den Habsburgern dahin gebracht, daß in den altbairischen Provinzen der Gedanke an das Reich nahezu verloren gegangen war. So etwas belebt sich schwer wieder.

Der deutsche Süden leidet überhaupt darunter, daß er in den Kämpfen gegen den ersten Napoleon keine nationalen Thaten gesehen hat. Dort erschien der Korse nicht als Unterdrücker, sondern als Bringer von Größe und Macht, allerdings auf Kosten anderer. Man ertrug es in Baiern willig und gern, daß Napoleon die bairischen Truppen unter französische Marschälle stellte, aber man hatte sich schon im dreißigjährigen Kriege gegen jeden kaiserlichen Oberbefehlshaber gewehrt. Blücher ist dem Altbaiern eine höchst gleichgiltige Persönlichkeit, Andreas Hofer ein Rebell, da Tirol an Baiern abgetreten worden war. Auch diese nationalen Erinnerungen, die im Norden bis zum Jahre 1870 das Gemüt des ältern Geschlechts erfüllten, gehen den Baiern ab, aber man kann heute niemand einen Vorwurf daraus machen. Im Feldzug 1870/71 haben die Baiern an Tapferkeit mit allen deutschen Waffenbrüdern gewetteifert, und gerade die Altbaiern vom ersten Korps sind sämtlich mit der Überzeugung heimgekommen, daß der „Bruder Preuß“ ein tüchtiger Deutscher sei. Doch die Zahl dieser Wackern ist nicht groß, viele sind schon tot, und überhaupt gilt der Soldat in Baiern noch immer viel weniger als in Preußen, wo die allgemeine Wehrpflicht schon in die vierte Generation geht. Das ist

dort anders, die militärische Überlieferung ist kaum vom Vater auf den Sohn übergegangen, dagegen leben noch zu viele Leute, deren Wertschätzung des Soldaten aus den Zeiten stammt, wo nur der arme Teufel und der Thunichtgut in die Uniform gesteckt wurde, der Wohlhabende sich loskaufte und der Gebildete von selbst frei kam. Man ersieht auch hieraus, wie wenig in Baiern der Boden für die Saat des nationalen Gedankens vorbereitet war. In den schwäbischen und fränkischen Landesteilen, die erst später an Altbaiern gekommen sind, steht es bedeutend besser. Man ist zwar auch ganz gut bairisch gesinnt, aber die Erinnerungen an Kaiser und Reich sind noch vorhanden, und für den eigentlich altbairischen Partikularismus fehlt das Verständnis. Durchaus reichstreu sind die Pfälzer, obgleich sie sich auch ganz als Baiern fühlen. Ein Blick auf die Reichstagswahlkarte lehrt hierüber mehr, als alle weiteren Ausführungen vermöchten.

Wer freilich die öffentliche Meinung nach den Zeitungen bemißt, der könnte nun nach einem gewissen landesüblichen, aber anderswo nicht mehr gebräuchlichen Ton auf den Gedanken kommen, daß innerhalb der blauweißen Grenzpfähle Kaiser und Reich ausgespielt hätten. Das ist aber keineswegs der Fall, und eine eigentliche Feindseligkeit dagegen ist nirgends vorhanden. Wenn man die Leute nur darüber aufklären wollte, würden sie, auch in Altbaiern, ganz zufrieden sein. Aber es giebt zu viele, die ein Interesse am Gegenteil haben. Dazu gehört zunächst ein großer und einflußreicher Teil des Klerus, der es nun einmal mit Schmerzen empfindet, daß sich der Schwerpunkt Deutschlands nach dem protestantischen Norden verschoben hat. Dann bearbeitet die Demokratie namentlich das besitzende Bürgertum und redet ihm ein, das Reich sei schuld an den hohen Steuern und Armeekosten, und sie findet bei der herrschenden Nichtachtung des Militärs ein offnes Ohr. Klerikale, Partikularisten und Demokraten aller Schattirungen arbeiten Hand in Hand, indem sie den Bürger an der empfindlichsten Seite, am Geldbeutel, fassen. Man braucht aber die Sache nicht zu tragisch zu nehmen, und es ist unbedingt ein Fehler, wenn es nicht auf gebliffentliche Erweiterung des Zwiespalts berechnet ist, daß norddeutsche Blätter mitunter über gewisse bairische Preßerzeugnisse herfahren. Dergleichen ist als landesübliche Eigentümlichkeit aufzufassen, und es braucht niemand zu glauben, daß solche Leute das Land hinter sich hätten. Kein vernünftiger Mensch ist mit der Gesinnung und Haltung dieser vermeintlichen Stimmführer einverstanden, und Dr. Sigls „Vaterland“ wird von niemand ernst genommen. Man bemißt ja die Stimmung im Norden auch nicht nach dem Ton der sozialdemokratischen Blätter.

Vor einem Jahrzehnt war die Lage allerdings noch bedenklicher, denn bei dem bekannten mehr als kühlen Verhältnis zwischen Berlin und München hatten reichsfeindliche Strömungen Oberwasser. In den oberen Kreisen herrschte eine große Empfindlichkeit. In frischer Erinnerung ist ja noch die scharfe

Erwiderung, die Prinz Arnulf bei der Krönungsfeier in Moskau auf den unpassend gewählten Ausdruck eines Festredners von dem „Gefolge“ des Prinzen Heinrich gab. Aber die geschickte Art der Behandlung dieses Zwischenfalls in Berlin und München, die jede unliebame Deutung ausschloß, zeigte schon, daß sich frühere Vorkommnisse nicht wiederholen werden. Es ist z. B. kein Geheimnis, daß vor der Einführung des neuen Infanteriereglements keine bairische Stimme zur Beratung zugezogen worden war. Bei der Dringlichkeit der Maßregel erscheint das erklärlich, denn bei der damaligen Stimmung hätte die Beratung eine Verschleppung bedeutet; aber die gegenseitigen Beziehungen erwärmte das begreiflicherweise nicht. Heute kommt so etwas nicht mehr vor. Das Vorgehen des Kaisers hat zu einer unzweifelhaften Klärung des Bundesverhältnisses und durch sorgfältige Schonung aller berechtigten Eigenart und entgegenkommende Berücksichtigung aller Rechte Baierns auch zu neuer Befestigung geführt. Prinzregent Luitpold läßt keine Gelegenheit vorübergehen, zu betonen, wie sehr er am Reiche hänge, und kein Geburtstag des Reichsoberhauptes vergeht, an dem nicht die bairischen Korpskommandanten ebenso wie die preussischen, sächsischen und württembergischen in Berlin erscheinen, und ein Prinz die Glückwünsche des bairischen Königshauses überbringt. Das ist auf nationaler Seite umso mehr mit Befriedigung und Anerkennung aufzunehmen, als ein Übersetzen dieser Höflichkeiten immer noch auf den Beifall größerer Massen zu zählen hätte. Die leitenden Personen können hier nur Schritt für Schritt eine Besserung anbahnen.

Ein bedeutender Schritt war schon vor zehn Jahren durch Beseitigung des Raupenhelms geschehen; diese Maßregel ging von Baiern allein aus und hat in den oben geschilderten Kreisen viel scheinpatriotischen Jammer hervorgerufen. Sigl besang das Ereignis im März 1887 folgendermaßen:

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Das Häubchen trägt, das uns geeinigt hat,
Von seinem Haupte, zierlich zugespitzt,
Der Stachel blüht, der uns im Herzen sitzt!

Und nach Ostern 1888 tißte er seinen Lesern eine gefühlvolle Geschichte auf. Am ersten Feiertag hätten im Hofbräuhaus eine Anzahl Chevauxlegers gegessen, denen vor großer Trübseligkeit der herrliche „Stoff“ nicht hätte schmecken wollen. Schließlich habe man herausgebracht, „nicht der versagte Urlaub, sondern der Verlust des angestammten schmucken Raupenhelms und dessen Ersatz durch die Pickelhaube sei der Grund, daß ihnen nicht einmal das Hofbräuhausbier mehr schmecke.“ Nur diese wenigen Beispiele seien angeführt, um zu zeigen, mit welchen an sich lächerlichen, aber in gewissen Schichten der Bevölkerung sicherlich wirksamen Mitteln den Bestrebungen der maßgebenden und für das Gesamtwohl verantwortlichen Kreise entgegengewirkt

wird. Und dabei wissen Sigl und andre Parteigänger sehr wohl, daß der Raupenhelm weder eine altbajuvarische Einrichtung, noch je als zweckmäßig befunden und im Heere beliebt gewesen ist. Der „nationale“ bairische Helm stammt ursprünglich aus England, wurde laut „Churpalm-Bayerischer Militärverordnung vom 1. Januar 1792“ durch den Ritter Benjamin Thomson, spätern Grafen Rumford, der bairischer Kriegsminister war, eingeführt, und zwar in Gestalt englischer Armeelieferungen. Auf englischen Schlachtenbildern vom Ende des vorigen Jahrhunderts ist das Urbild des Raupenhelms oft zu finden. Außer seinem Reichskontingent hatte Baiern gegen Frankreich damals auch sein übriges Militär ins Feld rücken lassen, und zwar für englische Unterstützungsgelder; die praktischen Engländer zahlten aber einen Teil davon — wie noch 1813 an Preußen — in abgelegten Uniformstücken. Der neue Kopfschmuck erwies sich als unpraktisch und blieb unbeliebt, wurde wegen Geldmangels nicht allgemein eingeführt, dann abgeschafft, aber später mit einigen Veränderungen und Verbesserungen wieder befohlen. Die dadurch hervorgerufene Ungleichmäßigkeit der Kopfbedeckungen hatte in den folgenden Feldzügen bis 1805 unnötige Verluste, namentlich an Offizieren, zur Folge, und ein Machtpruch Napoleons machte dem unhaltbar gewordenen Zustande ein Ende. Das ist der „nationale“ Ursprung des Raupenhelms, der trotz aller Verbesserungen und Verzierungen niemals beliebt gewesen ist und darum bei der Mobilisierung im Jahre 1859 wie im Feldzuge von 1866 zu Hause gelassen wurde. Eine höchst ehrenvolle kriegerische Stellung erwarb er sich erst im Feldzuge von 1870/71 neben dem preußischen Helm, das ist ja aber gerade ein Umstand, von dem Sigl und Genossen nichts wissen wollen.

Wie schon aus dem Zeitpunkte der Abschaffung des Raupenhelms hervorgeht, war damit keineswegs ein Entgegenkommen gegen Preußen oder das „Reich“ beabsichtigt; man entsprach einfach der militärischen Notwendigkeit. Es ist ja kein Geheimnis, wenn auch in bairischen Volkskreisen ziemlich unbekannt, daß im Feldzug an der Loire der Raupenhelm das erste bairische Armeekorps beinahe der Vernichtung ausgesetzt hat. Ein militärisch ganz richtiger Gedanke veranlaßte die Franzosen, beständig die Raupenhelme anzugreifen. Unter den Pickelhauben konnte frischer norddeutscher Truppenzuwachs eingetroffen sein, an der Raupe aber erkannte man die Baiern und hoffte, das tagtäglich von neuem angegriffene und schon stark gelichtete Häuflein endlich mürbe zu machen. Vielleicht zogen die Franzosen auch in Berechnung, daß die bairischen Armeekorps von Haus aus etwas schwächer waren als die preußischen. Sie ließen sich ja auch in Metz von ähnlichen Annahmen leiten und richteten ihre letzten Ausfälle alle gegen die Landwehr, die sie an der Kopfbedeckung erkannten, und von der sie wußten, daß ihre Bataillone schwächer waren als die der Linie. Freilich täuschten sich die Franzosen darin, daß sie die Landwehr für weniger felbtüchtig hielten, und ihre Enttäuschung wurde noch größer, wenn sie, durch

die Ähnlichkeit der Käppis irre geführt, unter die Büchsen der Jägerbataillone gerieten. Es liegt aber auf der Hand, daß Ausrüstungsstücke, die dem Feinde zu irrigen oder auch richtigen Vermutungen über die gegenüberstehende Truppenstärke Anhalt geben können, schon dadurch den so gekennzeichneten Heeresteilen große Verluste bereiten können. Aus dieser Erkenntnis waren schon in dem übrigen Deutschland Helme für die Landwehr angeschafft worden, und aus demselben Grunde entschloß man sich auch in Baiern zur Einführung des Helms. Man nahm diese Kopfbedeckung an, weil sie sich, namentlich wegen der günstigen Lage ihres Schwerpunktes, im Feldzuge am besten bewährt hatte, während sich der Raupenhelm bei Regenwetter voll Wasser sog und unerträglich schwer wurde. Die bevorstehenden Kaisermanöver werden zum erstenmale die gesamte Infanterie des deutschen Heeres mit gleicher Kopfbedeckung zeigen. Sollte jemals wieder eine Änderung erfolgen, so wird sie sich auf das ganze Heer erstrecken. Wer die Hartnäckigkeit kennt, mit der in militärischen Kreisen wie in weitem Volksschichten an hergebrachten Einrichtungen festgehalten zu werden pflegt, wird den Wert dieser Thatsache nicht verkennen. Wir sind dadurch ein großes Stück vorwärtsgekommen.

Aber weit über diese Uniformfrage hinaus geht die Tragweite der diesjährigen Kaisermanöver nach der nationalen Seite. Man hat in Baiern nicht mehr — wie vor sechs Jahren — für nötig befunden, den Anschein aufrecht zu erhalten, als wären die Manöver aus eignem Antriebe veranstaltet und der Kaiser nur als „Gast“ dazu eingeladen worden. Das hatte für gewisse Ohren besser geklungen und auch manchen Personen in höhern Kreisen wohlgethan. Man nannte früher auch die Manöver amtlich immer Königsmanöver, wozu man formell durchaus berechtigt war, da in Friedenszeiten der König von Baiern oberster Kriegsherr ist. Aber schon damals ging die Tagesmeinung von selbst über diesen sorgsam abgewognen Standpunkt hinaus, und der Volksmund wie die Presse aller Parteien sprach von der großen Truppenschau am 9. September nur als von der „Kaiserparade.“ Diesmal fallen alle solche Zurückhaltungen sowie die kleinen Mißstimmungen, die sich 1891 wegen des Gebrauchs der Kaiserstandarte ergeben hatten, vollständig weg, und da es sich nicht bloß um bairische, sondern auch um preussische Truppen handelt, so kann die Richtigkeit der Bezeichnung „Kaisermanöver“ auch von partikularistischer Seite nicht mehr angezweifelt werden, und es geschieht auch nicht. Wer genauer zusieht, wird vielfach sogar ein gewisses Behagen über die Anerkennung der Ebenbürtigkeit der bairischen Truppen, die unverkennbar in den gemeinschaftlichen Manövern zum Ausdruck kommt, heraus hören; den verbissenen Partikularisten und berufsmäßigen Nörglern sind sie freilich ein Dorn im Auge. Höchst zufrieden sind vor allen die Offiziere, die sehr wohl in der Erinnerung haben, was das Jahr 1870 ihnen und der bairischen Armee gebracht hat, und die wissen, daß sie mit ihren Truppen nicht hinter den ihnen gegen-

überstehenden Norddeutschen zurückbleiben werden. Es war unter diesen Umständen mindestens ein alberner Mißgriff, daß im Februar ein großes Berliner fortschrittliches Blatt im Anschluß an die Kaisermanöver und an die Feier von Kaisers Geburtstag in München einen Angriff gegen das bairische Offiziercorps brachte, der bei seiner Ungeschicklichkeit noch den weitem Nachteil hatte, auf gänzlicher Unkenntnis zu beruhen. Dergleichen Preßerzeugnisse werden im Norden meist nicht beachtet, machen aber in Baiern immer wieder böses Blut, und vielleicht ist das auch ihr Zweck.

Man sollte doch die Dinge in Baiern sich ruhig entwickeln lassen, denn ihre Führung liegt jetzt in den besten Händen. Die Überzeugung von der Notwendigkeit des engsten nationalen Zusammenschlusses besteht in den leitenden Kreisen und wird von Berlin aus eifrig gefördert. Die bairischen Soldaten werden aus den Kaisermanövern das Gefühl der Kameradschaft und die Achtung vor den „Preußen“ mit nach Hause bringen, und das kann nur die besten Früchte tragen. Im übrigen ist das bairische Volk seinem Königshause treu und wird allezeit zu ihm und mit ihm zu Deutschland halten. Wie oft ist nicht gerade dieses Gefühl der Treue benutzt worden, um gegen „Preußen“ zu heizen! Das fällt nun weg. Mehr verlangt Deutschland nicht, weiter braucht die Gleichmacherei nicht zu gehen. Die deutschen Stämme sollen gar nicht mit einander verschmelzen, sondern möglichst ihre Eigenart bewahren und behalten, nur soll nicht die Mörgelsucht und partikularistische Beschränktheit Gegensätze und Feindseligkeiten daraus herleiten. Je mehr die deutschen Stämme einander kennen lernen, desto weniger werden sich hierzu Handhaben bieten, und deshalb bilden die diesjährigen Kaisermanöver einen Fortschritt gegen früher, der manche trübe Thatsache auf nationalem Boden wettmachen wird.



Lazzaroni

Von Max Stock



eit mehr als zwei Jahrtausenden lockt die Germanen der Drang nach Süden über die Alpen nach dem schönen Italien. Das Ringen, Werden und Vergehen von Völkern und Staaten, eine Geschichte, entscheidend für die Entwicklung der Menschheit, liegt zwischen der Zeit, wo unsre barbarischen Vorfahren, von Hunger und Frost erbittert, auf ihren Schilden die schneebedeckten Südhänge der Alpen unter gierigem Kriegsgeheul hinabglitten, und den Reisen des modernen